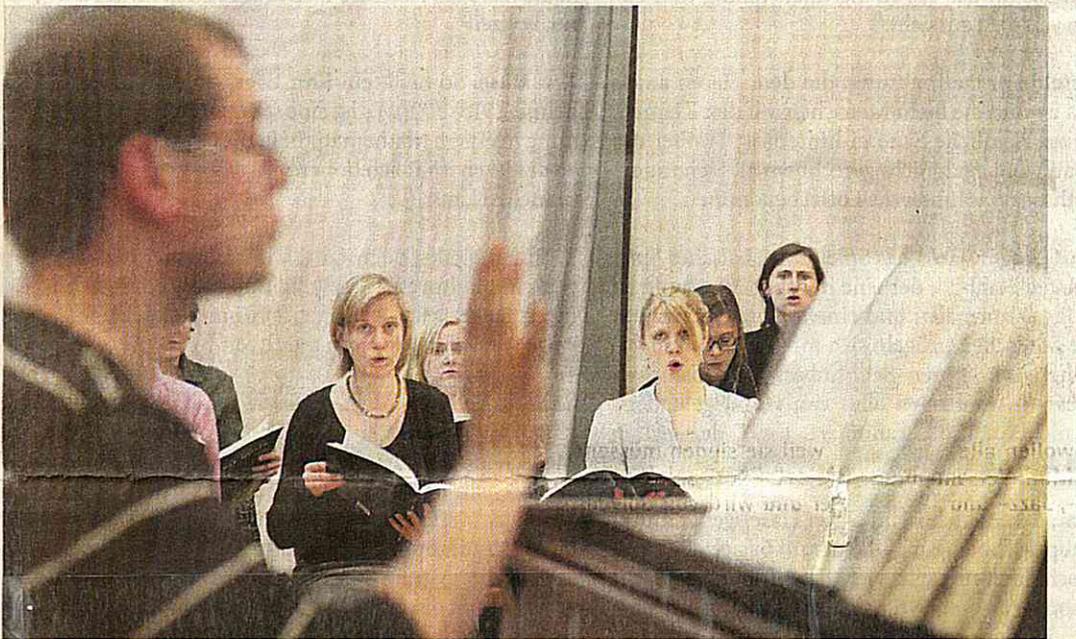


Berliner Pop/Bethel Musik
Zeitung
(Wochenend-Magazin)
Oster 20 12

Sing dich glücklich!

Heute werden sie wieder überall zu hören
sein: die Chöre der Hauptstadt. Was
bringt den Mensch zum Singen? Streifzug
durch eine fröhliche Subkultur



■ Um überhaupt so ein bisschen Bescheid zu wissen, was eigentlich abgeht in der Berliner Laienchor-Szene, geht man am besten direkt in die Eichendorffstraße nach Mitte. Richtige Profichöre, die damit ihr Geld verdienen, gibt es kaum mehr. Chöre wie der RIAS Kammerchor, der Chor der Staatsoper und der Rundfunkchor sind die klare Minderheit. Wenn einer Ahnung von Laienchören hat, dann Geschäftsstellenleiter – „was immer das auch ist“ – Thomas Bender und sein Kumpan Meiko Köhler vom Chorverband Berlin e.V. In einem Zimmer, das mit der funktionellen Einrichtung und den dunklen Holzschränken an eine DDR-Amtsstube erinnert, begrüßen einen die zwei. Bender verkörpert den alten Schlag Pädagogen-Sängertyp mit Vollbart in einem grüngestreiftem Hemd. Köhler, sportlich mit Trainingsjacke über dem weißen Shirt, ist der Youngster. Das Kaffee-Service mit Blümen und Goldrand steht schon bereit.

Unter dem Dach des Chorverbands sammeln sich inzwischen um die 250 Chöre. In der DDR gab es, so Bender, zwar Sportverbände, aber eben keine fürs Singen. Wobei, im Herbst 1989 sei einer gegründet worden, der hieß „Singen im Chor“, „war aber eben nicht mehr wirklich relevant, wie man sich denken kann“. Zurück zum Thema. „Wo waren wir? 250 Chöre, nach den Zahlen von 2004, das war die letzte Erhebung.“ Das seien aber lange nicht alle Chöre. Die meisten würden ja nicht im Verband singen, so dass man von rund 1250 ausgehen könnte. Nach nochmaligem Überlegen sogar 2000. Schulchöre seien in den Zahlen auch nicht drin. Alles in allem sei von ungefähr 60 000 aktiven Sängerinnen und Sängern in Berlin auszugehen, das sind rund 1,7 Prozent aller Berliner. Vom Schrank blickt ein Erzgebirge-Nussknacker in Soldatenform auf Bender und Köhler herunter, daneben ruht eine riesige Wein-Amphore, die Statue eines schwarzen Sängers gibt dem Stilleben den letzten Schliff. Der Chorverband scheint nicht nur zahlenmäßig eher nostalgisch veranlagt zu sein. „Also dieses DSDS, das bringt vielleicht dem Herrn Bohlen was, dass der sich profiliert, aber wir als Verband haben da nüchtern“, grummelt der Ältere in seinen Bart.

DIE MATTHÄUSPASSION IST EIN EVERGREEN

Die beiden Verbandsburschen freuen sich aber mächtig, mal besucht zu werden. Am häufigsten gesungen würden die Matthäuspassion, das Weihnachtsoratorium von Bach und natürlich die Carmina Burana von Orff. Ein Oratorium ist wie die Oper eine erzählende Musikform. Meist werden dort geistliche Texte gesungen. Im Unterschied zum Schauspiel Oper erzählt das Oratorium aber nur durch Text. Gospel sei auch schwer in Mode, meldet sich Köhler. Winter und Frühling seien übrigens die angesagtesten Jahreszeiten zum Singen. Nach Weihnachten und spätestens Neujahr sei bei den Laien erst mal Schluss mit Musizieren. Nach einer kurzen Verschnaufpause kündigen sich aber alsbald die großen Frühlingsfeste an. Das Frühlingsfest des Gymnasiums, das Frühlingsfest der Feuerwehr und so weiter. Kennt man ja alles. Das geht über Ostern noch in den Mai hinein. Im Sommer wird's dann wieder etwas ruhiger.

Jetzt meint man eigentlich das Wichtigste über die Berliner Laienchöre erfahren zu haben. Gefühlsmäßig kann es jetzt losgehen. Ab zum ersten Chor. Aber Herr Bender habe da noch was „Kleines zum Lesen. Einfach nur so natürlich“, sagt er und verschwindet kurz im Nebenzimmer und kommt mit einem Stapel Papier zurück. Vom deutschen Chorverband, also seinem Dachverband, reicht er da noch „10 gute Argumente fürs Singen“. Gutes Singen mache selbstbewusst wie guter Sport, sagt beispielsweise der sechste

Punkt. Das Blatt schließt mit dem Fazit, dass ein jeder, der singt, auf jeden Fall das Zeug zum Vorbild hat. Na dann, jetzt aber wirklich los zum ersten Chor.

Je länger der Triebwagen der U5 in Richtung Hönnow rumpelt, desto weiter entfernt sich dieses Fernseh-, Ausgeh- und Tourismus-Berlin in der Mitte der Stadt. Spätestens ab dem Gong „Nächster Halt: Magdalenenstraße“, von der gesichtslosen Frau durch die Lautsprecher gesprochen, beginnt eine andere Stadt, die nicht mehr cool und szenig sein will. Die Hornbrillenträger, manchen sitzt auch ein Hut auf dem Kopf und sie tragen Strickjacken, gerne in gewagten Farben wie Eierlikör-Gelb, machen hier bestimmt nichts mit Medien oder so. Sie sind längst in Rente. Hinter einer unsichtbar verlaufenden Trennlinie verwandelt sich ein European-Party-Centre in eine Kleinstadt.

In Friedrichsfelde, direkt bei der Kneipe „U-Bahn Quelle“, wechseln sich an den Plattenbaufassaden Hell- und Dunkelgrau mit Weiß- und Grün-Grau ab. Noch dreißig Meter, dann rechts ums Haus geht es zur Tagespflege vom Verband Lichtenberger Seniorenheim. „Alle Pflegestufen“, verspricht ein großes Schild, das von herbstlich verfärbten Blättern gekrönt wird. Treppe hoch, den mit Autogrammkarten von Schlagerstars tapezierten Gang runter, sitzen auf den gepolsterten, u-förmig angeordneten Holzstühlen um die 25 Frauen im besten Alter zwischen 70 und 85. Gut doppelt so alt wie das durchschnittliche Chorverbands-Mitglied. Montags 13:30 Uhr sitzt der Seniorenchor „Friedrichsfelder Spätsommer“ immer hier. An den Holzvertäfelten Wänden des großen Saals flattern dunkle Gänse um die grob geschnitzten Bäume. Es riecht nach Oma-Parfüm, das einen an die schönen Nachmittage als Kind bei den Großeltern erinnert.

Die Damen sind aufgedreht. Sie haben sich „extraschick für die Presse gemacht“, wie Chorleiter Wilfried scherzt. Brigitte soll sogar am Morgen noch beim Friseur gewesen sein. Viele tragen wunderschön funkelnde Ketten, haben die polierten Halbschuhe rausgeholt. An den Ohren hängen diese typischen, kreisrunden Oma-Clips. Es ist die letzte Probe vor dem Chorlager in Karlshorst. Zwei Tage Proben vor dem Abschlusskonzert. 14:00 – 1. Sopran, 15:30 – 2. Sopran, 16:30 – Alt, 18:00 – Abendbrot, 19:00 Fröhlichsein und Singen.

Und darin ist die Mannschaft richtig gut, auch an einem frühen Nachmittag wie heute. Es geht zu wie bei einer Schulklasse im Mädcheninternat, Melden, Dazwischenreden und Scherzen inklusive. Trotzdem kommt es auf den richtigen Ton an. „Das machen wir jetzt aber noch einmal! Eins, zwei, drei, vier“, setzt Wilfried, der 69-jährige Leiter im roten Norweger erneut an. An dieser Stelle seien die Damen abgesackt.

Bis zum 1. Mai muss alles sitzen. Im Tierpark und im Zoo sollen Chöre des Chorverbands Berlin unter dem Motto „Komm lieber Mai“ die Besucher „wieder ordentlich in Takt bringen“, wie es in einem Presstext heißt. Später gibt es auch eine Tierschau mit dem Zoodirektor Dr. Bernhard Blaszkiewicz. Jedenfalls entschuldigt das Alter keine Nachlässigkeit in der Vorbereitung. Also noch mal den „Frühlingswind“ von Manfred Roost angestimmt. Zwischen den fröhlichen Gesichtern erwacht ein fideles Lüftchen. Der Spätsommer ist in Wahrheit der Frühling. Eine schönes Stück Selbstständigkeit haben sich die Mädels mit ihrem Chor erhalten, den es schon seit 1991 gibt. Die meisten wohnen noch zuhause und nicht im Pflegeheim. Das Singen verkürzt nicht das Warten auf den Tod, es verlängert das Leben.

Am Paul-Lincke-Ufer geht gerade die Sonne unter, als aus der Kirche der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

„Mamm, Mamm, Mamm, Mamm, Mamm“ und „Momm, Momm, Momm, Momm, Momm“ tönt. Vom ersten „Mamm“ tänzeln 62 Gesangsstimmen zwischen Ende zwanzig und Mitte vierzig in Ganztonschritten zum mittleren „Mamm“, um beim fünften Laut wieder beim Anfangston zu landen. Aufwärmen und Stretching im Chor-Stil. Noch ein paar Atemübungen und dann legt der Ersatzchorleiter Henning so richtig los. Norbert, der Oberchorleiter, ist heute entschuldigt.

Und die jungen Leute vom Mega-Chor „Studiosi Cantandi“ (120 aktive Mitglieder) singen doch tatsächlich ein Requiem, eine Totenmesse also. Sogar ein „War Requiem“, eine Komposition von Benjamin Britten, die die Bombardierung der englischen Stadt Coventry durch die Deutschen thematisiert. Das soll mal einer verstehen. Draußen laufen die Jogger am Kanal einer lauen Nacht entgegen und 62 Männer und Frauen singen vom Krieg. Aber vielleicht ist, je weiter man vom Lebensende entfernt ist, die Faszination für das Jenseitige noch größer. Beim „Spätsommer“-Chor passiert es schon mal, dass eine nicht wiederkommt. Ganz bestimmt verbringt die kein Semester im Ausland so wie Linda, die hübsche Blonde im hellblauen Kleid, die Philosophie, Politik und Anglistik studiert hat, die ihr ganzes Leben noch vor sich hat, die erst mal so schaut, was noch kommt.

Von der Orgelepore über das hölzerne Geländer herunter blickend, hat der gigantische Halbkreis etwas sehr Rituelles. Ganz links ist der Sopran, dann kommt Mezzosopran, Alt, Tenor, Bariton und Bass. Im Zentrum sitzt Uwe am Klavier und spielt die Melodie des Vorspiels. Einer vom Bariton tippt noch eine E-Mail in seinen Blackberry. Unter der parabolischen Decke bereiten sich junge, erfolgreiche Menschen mit eigenem Antiquariat (wie Marc) und Frauen, die mit 29 schon Geschäftsführerin der Neuköllner Oper sind (wie Laura), auf die große Aufführung im Berliner Dom vor. Ein Chor aus Coventry kommt auch. „Studiosi Cantandi“ zelebrieren internationales Chor-Networking mit hohem Fun-Factor und Relevanz, liest man dann bestimmt irgendwo. Laura, die mit ihrer Freundin Alex in der Pause vor der Tür raucht, braucht das Singen einfach. Wie Yoga sei das für sie, auch wenn es schon das achte Requiem ist. Die Drinks danach in ihrer Stammkneipe trügen aber auch ihren Teil dazu bei.

Egal, wie klein oder groß so eine Gesangstrupp ist. Ob es der ver.di-Chor ist, der das Schicksalslied von Brahms einstudiert. Bei dem die Chorleiterin Nataliya Chaplygina ein strenges Regiment führt, mit russisch-rollendem R mehr Volumen fordert und das Stück „mehr kämpferisch“ gesungen haben will. Ob es die Mini-Versammlung mit dem Namen „H(e)art-Chor“ ist, die mit Begeisterung ihre Stücke einspielt. Kleine süße Pop-, Jazz- und Volks-Lieder, bei denen es auch mal um den Mops Otto geht, von der bezaubernden Leiterin Solveig Fischer auf einem Kinder-Keyboard begleitet, weil man kein richtiges Klavier hat. Die wollen alle einfach singen, weil sie singen müssen.

Die Alten, weil es sie am Leben hält. Die Erfolgreichen, weil es sie erdet und Ruhe bringt. Die Normalen, weil es sie besonders macht. Einmal zusammen

singen, zu einer Aufführung fahren, irgendeiner kommt schon mit und am Ende strahlen alle, weil sie zu gleichen Zeit das Gleiche gemacht haben.

Da spannt sich der Bogen vom Vorort zurück zum Hipster-Ausgeh-Epizentrum.

Im Chor zu singen, das ist eigentlich nichts anderes als Techno. Für ein paar Stunden gibt man sich vollends ekstatisch der Gemeinschaft hin. Das eigene Ich wird zum Teil eines großen Klang- und Rhythmuskörpers, für dessen Erhalt jeder gleichermaßen verantwortlich ist. Das gleiche Gefühl durchzieht die Tausende Leute im „Berghain“ in jenen Nächten, die kein Ende haben. Die Aufregung, das Kribbeln ist überall dasselbe.

Spaß haben, einfach mal an nichts denken und nur Ton sein. Ein unendlich großer, kraftvoller Ton, den 60.000 Leute in dieser Stadt zusammen angeben. Das ist eine Bewegung, von der nur die wenigsten wissen, und die trotzdem im Dom auftritt vor großen Menschenmengen. An der jeder teilnehmen kann. Man braucht nur eine Stimme.